

Felix Schmidt



Geigele

Lebensbild einer Medialveranlagten

**Eich-Verlag
E-Book**

LESEPROBE

Geigele

Lebensbild einer Medialveranlagten

Bearbeitet
von
Felix Schmidt

EICH-VERLAG

LESEPROBE

Bitte respektieren Sie das Urheberrecht. Sie dürfen dieses E-Book nicht kopieren, verbreiten, reproduzieren oder zum Verkauf anbieten. Das betrifft sowohl kommerzielle als auch nicht-kommerzielle Zwecke.
Danke für Ihr Verständnis.

1. E-Book-Auflage 2018

© Thomas Eich-Verlag, Werlenbach 2010
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Umschlagfoto: © Jürgen Kramke
Umschlaggestaltung, Satz und Datenkonvertierung E-Book: Thomas Eich
Vorwort und Korrekturen 2010: Bernd Körner

Besuchen Sie uns auch im Internet:
www.eich-verlag.de

ISBN 978-3-940964-49-6

*G*ewidmet meiner
unermüdlichen
Mitarbeiterin,
meiner lieben Frau Julie

Inhalt

Vorwort zur Neuauflage 2010.....	7
Vorwort zur Erstauflage 1954	9
I. Geigeles Kindheit und Jugend	11
1. Die Familie Schreiber	12
2. Eine Heilung.	19
3. Heilen verboten	27
4. Abschied von zwei Kindern.....	38
5. Der Spuk bei Maiers	45
6. Erwachen der Hellsichtigkeit Geigeles.....	60
7. Brauer Ronners Ende	69
8. Geigele und Fred.....	81
9. Dr. Lehmann	92
II. Einblicke in die jenseitigen Welten	106
10. An der Eingangspforte zum Jenseits	107
11. Im Bereich des Höllischen.....	136
12. In der Stadt der Gottlosen und Betrüger.....	150
13. Aufruhr in der Höllenstadt	162
14. Dirne und Hexe	170
15. Ein Blick ins höllische Flammenmeer	178
16. Vorübergehend wieder in dieser Welt	187

17. Auf dem Vorplatz zum Himmel	198
18. In den individuellen und kollektiven himmlischen Eigenwelten	224
19. Das Kinderreich	239
20. Im Weisheitshimmel	253
21. Der Liebehimmel	284
III. Geigeles letzte Lebensjahre	314
22. Herrn McCooks und Mutter Schreibers Heimgang	315
23. Das Medium von Chicago	328
24. Geigeles Heimkehr	385
Literaturempfehlungen	403

Vorwort zur Erstauflage 1954

Dieses Buch stellt eine Zusammenfassung aller Fortsetzungen von „Geigele“, dem Lebensbild einer Medialveranlagten, dar, wie sie im Verlauf von mehreren Jahren allmonatlich in der vom unterzeichneten Bearbeiter herausgegebenen deutsch-amerikanischen Monatsschrift „Geistiges Leben“ („Spiritual Life“) erschienen sind.

Da neue Abonnenten der letzten drei Jahre nicht den Beginn des Lebensbildes nachgeliefert erhalten konnten, weil die Monatshefte der vorausgegangenen zwei Jahre schnell vergriffen waren, so wurde aus dem Kreise der Leserschaft heraus der Wunsch verlautbart, das Lebensbild im vollen Zusammenhang in Buchform erhalten zu können.

Das ist nun mit diesem Buch: „Geigele“, Lebensbild einer Medialveranlagten, zur Tatsache geworden. Im Hinblick auf das große Interesse, das „Geigele“ bereits während der Veröffentlichung in Fortsetzungen im „Geistigen Leben“ erweckte, unterliegt es keinem Zweifel, dass dieses Buch allgemeinen Beifall finden dürfte. Über die Entstehung der Aufzeichnungen, die dann vom Unterzeichneten geordnet, in logischer Reihenfolge zusammengefügt und redaktionell bearbeitet wurden, wird in

den Einführungen über einen jeden der drei Teile, in die das Buch zerfällt, näher berichtet.

Gleichzeitig sei all denen aufs Allerherzlichste gedankt, die durch Sonderspenden die Herausgabe dieses Buches überhaupt erst ermöglicht haben.

Cleveland, Ohio, ausgangs 1954

FELIX SCHMIDT

I. TEIL

GEIGELES KINDHEIT UND JUGEND

Das nachfolgende Lebensbild – in drei Teilen – spielt in deutschstämmigen Kreisen Amerikas. Die darinnen auftretenden Personen sind anders benannt worden. Die Handlung spielt sich hauptsächlich im oberen Mississippital ab. Die Ortschaften haben ebenfalls andere Namen erhalten, und zwar solche, die im oberen Mississippital nirgends zu finden sind, mit Ausnahme der Großstädte St. Paul und Minneapolis. Zweck aller Umbenennungen ist der, die Nachkommen der deutschstämmigen Familie, in der sich das Lebensbild „Geigeles“ abspielte, vor aufdringlichen Nachfragen zu schützen, die nicht erwünscht sind. Nur unter dieser Bedingung ist es dem Verfasser erlaubt worden, das nachfolgend Mitgeteilte zu veröffentlichen, das bei allen Lesern der deutsch-amerikanischen Monatsschrift „Geistiges Leben“ Interesse wachgerufen hat.

Felix Schmidt

1. Die Familie Schreiber

Es war ein heißer Augustnachmittag. Die Sonne brannte Erbarmungslos auf das Mississippital hernieder, welches um das etwa zwanzigtausend Einwohner zählende Waterville herum von oft recht steilen, meistens mit Laubbäumen bewachsenen Hügeln umgeben ist. Auf dem breiten Mississippi fuhr ein Dampfer gemächlich stromab und begegnete einem stromauf dampfenden Schlepper, wobei sie sich gegenseitig mit Pfeifensignalen begrüßten, die über das Mississippital bei Waterville hinwegtönten und den Bewohnern des Städtchens ankündeten, dass selbst die sengende Nachmittagssonne das Leben auf dem breiten Strom nicht unterbinden konnte.

Waterville hat genau den gleichen Charakter wie alle Städtchen von derselben Größe da oben im nördlichen Teil des ausgedehnten Westens, wo sich der „Maisstaat“ Iowa mit dem „Staat der Tausend Seen“, dem Staat Minnesota, berührt und wo der Mississippi die Grenze nach dem Staat Wisconsin zu bildet. Waterville hatte, obgleich durchschnittlich nur Mittelstandsbevölkerung, doch auch eine Schicht von besonders Reichen, deren Eltern und Großeltern mit der Abflößerei der in den dichten Wäldern der oberen Nebenflüsse gefällten Baumstämme fette Gewinne erzielt, diese gut angelegt hatten und dann mit dem natürlichen Wachstum der Städte im Westen weiter hochgekommen und reich geworden waren. Das Städtchen hatte aber auch, genau wie alle anderen solcher Art,

sein Armenviertel oder, wie man es hierzulande zu bezeichnen pflegt, die Gegend „jenseits der Bahngleise“ – „on the other side of the tracks“ –, wo diejenigen wohnen, die es trotz ehrlichster Arbeit zu nichts bringen können, weil entweder die Familie zu schnell gewachsen ist oder Krankheiten ein Hochkommen unmöglich gemacht hatten. Es gab dort „jenseits der Bahngleise“ aber auch einige Familien, die nicht gerade im besten Ruf bei der Bevölkerung standen, doch das waren zur Ehre Watervilles immerhin nur einige vereinzelte, die sonst keine Ruhestörungen verursachten außer während gelegentlichem Betrunkensein und dann einsetzenden Schlägereien, die aber meistens von den Umwohnenden selbst geschlichtet wurden, ohne dass erst die Polizei einzuschreiten brauchte.

Eines der Häuser in der Gegend „jenseits der Bahngleise“ stand derart nahe am Eisenbahnbett, das nicht hochgelegt war, dass jeder vorbeifahrende Zug das ganze Haus erbeben ließ, namentlich nachts, wenn zwei Expresszüge nach und von der Pazifischen Küste, ohne anzuhalten, durchdonnernten. Doch die in dem Haus Wohnenden waren so an diesen Lärm gewöhnt, dass ihnen etwas gefehlt hätte, wenn die Züge nicht mehr vorbeigefahren wären. Die Bewohner, Schreiber mit Namen, waren erst vor kurzem aus dem Staate Montana nach dem südlichen Minnesota übergesiedelt, weil es da oben in Montana zwei Jahre hindurch auf der Farm nur Missernten gegeben hatte und den Schreibers schließlich die harten Winter mit ihrer großen Kälte und die große Hitze im Sommer, die in Montana gewöhnlich im Juli und August zu verzeichnen ist, die Sehnsucht nach einer besseren Gegend wachgerufen hatten. Man verbrachte zunächst einen Winter in Norddakota. Aber da waren die Verhältnisse fast die gleichen wie in Montana, nur mit dem Unterschied, dass es dort bei großer Kälte meistens auch noch stürmisch war. Schließlich fuhr Vater

Schreiber mit seiner Familie aufs Geratewohl nach dem Osten. In Minneapolis hörte er von Waterville, wo sich eine kleine Industrie zu entwickeln schien und außerdem ein Stapelplatz für die Holzfällerei war.

Die Familie Schreiber gehörte zu jenen deutschen Pionieren, die sich überall, wohin sie das Schicksal verschlägt, ihr deutsches Wesen bewahrten und danach lebten. Vor jeder Mahlzeit, vor dem Schlafengehen, nach dem Aufstehen wurde gemeinsam gebetet, und an Sonntagabenden wurden oftmals gemeinsam die hübschen deutschen Kirchenchoräle gesungen. Das Familienoberhaupt, Michael Schreiber, entstammte einer Familie, die vor über hundert Jahren aus Süddeutschland in das Wolgagebiet ausgewandert war. Dort war durch die eingewanderten Deutschen in kurzem eine blühende Landwirtschaft geschaffen worden. Als aber die Russen anfangen, den eingewanderten Deutschen das Privileg zu nehmen, nicht in der russischen Armee dienen zu müssen, setzte eine Auswanderung der Deutschen aus den russischen Kolonien nach Nordamerika, und im geringeren Maße auch nach Argentinien ein. Michael hatte nicht gleich auswandern können, als er herangewachsen war, weil er eine kranke Mutter zu unterstützen hatte. So musste er denn auch noch in der russischen Armee dienen. Doch als seine Dienstjahre um waren und er nach der Heimkehr in sein Heimatdorf erfuhr, dass seine Mutter inzwischen gestorben war, da machte er sich nachts auf und schlug sich durch bis nach Bessarabien. Dort ging er bei einem deutschen Bauern für ein Jahr in Stellung, sparte sich Geld und machte sich dann weiter auf die Reise nach Amerika. Unterwegs wurden ihm jedoch seine Ersparnisse geraubt, und er musste nochmals ein Jahr in der Batschka bei einem Bauern eine Stellung annehmen. Dort lernte er dann sein „Sophie’erl“ kennen, in das er sich verliebte und sie im Frühjahr heiratete. Darauf traten beide

die Reise in die Neue Welt im Zwischendeck an, landeten in Montreal und versuchten erst eine Heimstätte in Saskatchewan zu bekommen. Das ging aber infolge irgendwelcher Umstände, die sich das junge Pärchen einfach nicht erklären konnte, nicht schnell genug, und so reiste man hinüber über die Grenze in die „Staaten“ und nahm im Staat Montana eine Heimstätte auf.

Es wurden Michael und Sophie sechs Kinder geboren, drei Söhne und drei Töchter, nämlich: Georg, Joseph, Magdalena, Margareta, Philipp und Josephine. Sie waren dreizehn, elf, acht, sechs, drei und ein Jahr alt, als die Schreiberfamilie nach Waterville kam. Michael, das Familienoberhaupt, fand gleich Beschäftigung in der Brauerei am Ort. Georg, der Älteste, hatte es schnell verstanden, sich beim Eisenbahnstationsvorsteher beliebt zu machen und hielt sich fast seine ganze freie Zeit hindurch auf der Station auf, wo er bei allen Bahnbeamten der durchfahrenden Züge schnell bekannt und bei ihnen auch beliebt wurde, weil er jederzeit zu kleinen Gefälligkeiten bereit war. Seine Sehnsucht war, später einmal Eisenbahnschaffner zu werden, weil diese eine so schicke Mütze tragen, den Zug sozusagen kommandieren und alle Fahrgäste einem Schaffner ihre Fahrkarten vorzuweisen haben. Joseph, der Zweitälteste, war nicht an der Bahn interessiert. Er spielte oft mit dem Sohn Rudi des Nachbarn, der ein notorischer Trunkenbold war und ging oft mit in die Wirtschaft, wenn Rudi seinen Vater „abholen“ musste, was aber nicht so leicht war, da Rudi immer erst eine „Szene schauspielern“ musste, ehe er seinen Vater vom Schantisch wegbekommen konnte. Meistens heulte Rudi dem Vater was vor, dass zu Hause irgendetwas geschehen sei oder jemand erkrankt wäre, ehe sich Rudis Vater endlich entschloss, mit Rudi und Joseph heimzugehen, die den meistens Starkbetrunkenen „stützen“ mussten, wobei die Jungen alle ihre Kräfte aufzuwenden hatten. Magdalena half der Mutter in der Küche,

maßte sich aber eine herrschende Stellung an, wenn Mutter nicht da war, und tyrannisierte dann die jüngeren Geschwister. So musste die zwei Jahre jüngere Schwester Margareta dann alle die grobe Küchenarbeit machen, und Magdalena sah einfach zu und gab Befehle. Von den beiden Jüngsten, dem dreijährigen Philipp und der einjährigen Josephine, konnte aber Margareta noch keine Hilfe erwarten, da ja beide noch zu klein waren. Josephine war außerdem Mutters „Nesthäkchen“.

Und das war so gekommen. Mutter Schreiber, immer noch eine stattliche, kräftige Frau, mit hübschen, man möchte fast sagen, durchgeistigten Zügen, war von Natur aus fromm. Außerdem war sie auch mit dem „Zweiten Gesicht“ begabt. Sie konnte „Dinge vorhersehen“. Als sie ihr Jüngstes, die Josephine, erwartete, hatte sie einen seltsamen Traum. Ein Engel erschien und sagte ihr, dass ihre Frömmigkeit dem Herrgott gefalle und dass sie deswegen ein Kind gebären würde, das genau wie sie das „Zweite Gesicht“ besitzen würde. Außerdem würden durch das Kind später auch viele Menschen zu Gott geführt werden.

Nach diesem Traum betete Sophie Schreiber noch inniger dankerfüllten Herzens zu Gott. Und als dann das Kindchen geboren war, ein Mädchen, das auf den Namen Josephine getauft wurde, da bemerkte Mutter Schreiber sehr bald, dass die kleine Josephine dem entsprach, was ihr im Traum verkündet worden war. Die kleine Josephine lernte bald, wenn Mutter am Abend vor ihrer Wiege niederkniete, ebenfalls ihre Händchen zu falten und so anscheinend mitzubeten, obgleich Josephinchen anfangs sich natürlich noch nicht bewusst war, was es bedeutete. Der Mutter fiel dabei auf, dass Josephine beim Falten ihrer kleinen Händchen immer an der Wand hochsah. Dort befand sich ein Wandkalender aus einem längst vergangenen Jahr, der dort von den früheren Bewohnern zurückgelassen worden war und den die Schreibers hatten hängen lassen.

Das Bild über dem Wandkalender zeigte in der Mitte Gott auf einem Thron sitzend, umgeben von Engelchen, die alle die Geige spielten. Den Hintergrund bildeten Wolken. Die Engelchen waren, wie oft auf solchen Bildern üblich, nur mit entzückenden lockigen Kinderköpfchen abgebildet, darauf Schultern, einem Flügelpaar daran und mit Armen, mit denen sie die Geige zur Ehre Gottes spielten. Der übrige Teil der Engelkörperchen ging in die Wolkenbänke im Hintergrund über. Als die Mutter die Vorliebe ihrer Jüngsten für das Wandkalenderbild sah und Josephinchen älter geworden war, fing sie an, ihr das Bild zu erklären. Sie sagte: „Sieh, Phinchen (Abkürzung für Josephine), dort ist der liebe Gott, und um ihn herum sind alles Engerle, und sie spielen alle das Geigele.“

Seltsamerweise blieb bei Phinchen von alledem nur das Wort „Geigele“ haften. Und wenn Mutter sich über ihre Wiege beugte, um sie zu herzen und zu küssen, da richtete sich Phinchen oft auf, zeigte auf das Bild und stammelte „Geigele“. Es war das erste Wort, das Phinchen aussprechen konnte, und so vergaß man bald den Namen Josephine und nannte Phinchen fortan nur noch das Geigele.

An dem zu Beginn geschilderten Augustnachmittag saß nun Geigele im Stühlchen neben ihrem zwei Jahre älteren Brüderchen Philipp wie immer neben der Türschwelle vor dem Haus, als das Glockensignal des Abendschnellzuges vernehmbar wurde. Immer, wenn dieser am Hause von Schreibers vorbeifuhr – er fuhr dann schon langsam, weil sich bald dahinter die Station befand – sah der Lokomotivführer vom Führerstand heraus und winkte den Kindern zu.

Als jetzt das Glockensignal lauter wurde, jubelte Geigele auf, und Philipp rannte ins Haus mit den Worten: „Mutti, Mutti, 's Zügle koamt.“

Mutter Schreiber trocknete sich schnell die Hände ab – sie

hatte gerade Wäsche gewaschen und eilte vor das Haus. Schon kam der Zug an. Vom Führerstand der Lokomotive herab beugte sich der Lokomotivführer und winkte freundlich den Kindern zu. Philipp und Geigele winkten wieder, doch Mutter Schreiber war weiß im Gesicht geworden.

Sie kniete nieder, umfing die beiden Kinder mit ihren Armen und murmelte etwas vor sich hin.

„Das war Papa Krause auf der Lokomotive, Mutti“, bemerkte Philipp. „Er winkt uns immer, wenn er vorbeifährt.“

„Er hat zum letzten Mal gewinkt“, sagte da als Antwort Mutter Schreiber leise vor sich hin, die Kinder noch immer fest umschlungen haltend. Das freundliche Gesicht von Papa Krause auf dem Führerstand hatte sich für sie beim Vorbeifahren des Zuges plötzlich in einen Totenkopf verwandelt, ein sicheres Zeichen für Mutter Schreiber, dass ihm der Tod drohe!

Am nächsten Morgen durcheilte die Hiobsbotschaft Waterville, dass Lokomotivführer Krause tödlich verunglückt sei. Auf der nächsten Station habe er sich beim Abfahren zu weit aus dem Führerstand zur Seite hinausgelehnt, weil etwas an der Maschine nicht in Ordnung zu sein schien und war dabei von einem Signalmast gegen den Kopf getroffen worden, was den augenblicklichen Tod zur Folge hatte.

Wiederum hatte das „Zweite Gesicht“ Mutter Schreiber nicht getäuscht.

...

II. TEIL

EINBLICKE IN DIE JENSEITIGEN WELTEN

Die nachstehenden somnambulen Kundgaben Geigeles sind nicht chronologisch, das heißt in der Reihenfolge, wie sie kamen, sondern als inhaltlich zusammenhängende Erlebnisse wiedergegeben. Manche Erlebnisschilderung Geigeles erfolgte innerhalb von Wochen, ja, sogar erst von Monaten, je nachdem Dr. Lehmann zwecks Aufzeichnung zugegen sein konnte. Die verschiedenen Schilderungen sind so zusammengefasst, dass sie fortlaufende Berichte ergeben. Die hier festgehaltenen somnambulen Mitteilungen Geigeles erstreckten sich mit zeitweisen Unterbrechungen über fast sieben Jahre, worauf sie auf einmal – wie Geigele von geistiger Seite vorher angekündigt worden war – gänzlich ausblieben. Geigele lebte darauf noch etwa fünf Jahre, die mit recht dramatischen Ereignissen ausgefüllt waren, die in einem, diesem zweiten Teil folgenden dritten Teil dann noch eingehend geschildert werden. Obgleich sich das Nachfolgende auf die gemachten Aufzeichnungen von Dr. Lehmann stützt, ist die erzählende Form beibehalten.

Felix Schmidt

10. An der Eingangspforte zum Jenseits

Der Leiter und Beschützer Geigeles, ein Mann in glänzendem Gewande, der einstmals auf Erden ein großer Denker war, aber nur wenig Anerkennung während seines Erdenlebens gefunden hatte, half ihr aus ihrem Körper. Neben dem Beschützer stand lächelnd und Geigele begrüßend – ihr Fred! Es durchrieselte Geigele ein überaus beglückendes Gefühl, als Fred ihre Hand ergriff und sie an sich drückt. Sie sahen beide auf den wie tot im Bett liegenden Körper Geigeles, der nur schwache Anzeichen von Leben verriet. Daneben saßen die Mutter, Herr McCook und Dr. Lehmann, letzterer mit einer Schreibmappe auf den Knien. Alle blickten sie auf den Körper – wie lauschend. Geigele selbst fühlte sich zwar wunderbar frei, aber doch noch wie auf geheimnisvolle Weise an ihren daliegenden irdischen Körper gekettet. Es kam ihr so vor, als ob sich alle ihre Gefühle und Empfindungen auf diesen übertrugen, wodurch sie den Umsitzenden verständlich wurden, da sie darüber laut sprach, wovon sie selbst aber nichts wusste, obschon sie sich bewusst war, dass sie lebte und erlebte.

Der Beschützer, der sich als Aristos vorgestellt hatte, wandte sich jetzt mit den Worten an Fred und Geigele: „Zunächst will ich euch in eine Sphäre führen, die du, Fred, zwar schon kennst, da du ja auch nach deinem irdischen Ableben dort durchgegangen bist, doch die du jetzt, da du deine eigene Sphäre, wo du vorläufig noch hingehörst, gefunden hast, nun mit ‚wissendem‘

Bewusstsein spüren wirst, das heißt, du kannst nun über dem Verwirrenden dieser Sphäre stehen. Für Geigele freilich wird es ganz etwas Neues bedeuten. Sie soll diese Sphäre aber kennen lernen, um durch ihr Erleben in ihr gleichzeitig für die noch lebende Menschheit darüber zu berichten. Kommt!“

Damit war es, als ob sich alle aus dem Zimmer entfernten, in dem Geigeles Körper lag; doch sie vermochte es nicht recht anzugeben, ob es ein räumliches Entfernen oder nur ein örtlicher Szenenwechsel war. Es war hier auf den Ebenen, in die sie einging, wenn sie im irdischen Körper ihr Bewusstsein verlor, alles so ganz, ganz anders.

Plötzlich befanden sich alle drei in einer Landschaft, die sich am Horizont in neblige Umriss auflöste. Es schien alles etwas durcheinander zu sein. Es kam Geigele fast wie eine Art von Sanatoriumsgarten vor. Dauernd tauchten, wie von ungefähr, Menschen in den allerverschiedensten Kleidungen und Trachten auf. Nach anfänglichem scheinbaren Herumirren näherten sich diesen immer bald andere Menschen, die hier sozusagen zu Hause zu sein schienen und wie Angestellte dieses scheinbaren Sanatoriumsgartens sich der alle Augenblicke wie von ungefähr auftauchenden Menschen freundlichst annahmen. Geschah das, so verschwanden sie wieder aus dem Gesichtsfeld, als ob sie sich aufgelöst hätten.

Geigele sah Fred erstaunt an; dieser lächelte.

„Und da bist du auch durchgegangen, ich meine durch diesen Sanatoriumsgarten?“, fragte sie betroffen.

„Ja“, gab Fred freundlichst zurück.

„Das ist der Platz“, fiel da Aristos erklärend in das Gespräch ein, „wo alle auf Erden Gestorbenen, also alle von ihren Menschenleibern befreiten Seelen zuerst im sogenannten ‚Jenseits‘ eintreffen. Das hier ist keine Räumlichkeit, die sich irgendwo im Kosmos befindet, sondern eine Zustandsörtlichkeit, die

räumlich überall sein kann und sich dort bemerkbar macht, wo jemand stirbt. Das ist freilich für noch lebende Menschen etwas schwer verständlich. Für Fred wird das aber nicht mehr so unverständlich sein.“ Dabei blickte Aristos Fred freundlichst an, der zustimmend nickte.

„Nun, Geigele“, fuhr Aristos erklärend fort, „für dich ist das aber alles natürlich etwas ganz Neues und so auch für die Erdenmenschen, die einmal das anhand der Aufzeichnungen lesen werden, die Dr. Lehmann neben deinem irdischen Körper macht, da du ihn – ohne dass du es hier fühlst – über das alles durchs Erzählen unterrichtest.“

Nachdem alle drei eine Weile dem Kommen und Gehen auf dem Gelände zugeschaut hatten, fuhr Aristos erklärend fort: „Um das alles zu verstehen, wollen wir uns einmal einen Einzelfall herausgreifen. Seht dort den Mann, etwa zwischen siebzig und achtzig Jahren, der zögernd, staunend und etwas verwirrt aus dem schattenhaften Horizont auftaucht und sich wie hilfesuchend umsieht. Es ist die Seele eines gebildeten Menschen, der einen anständigen Charakter hatte, bei Lebzeiten niemandem absichtlich etwas Böses zufügte, mit jedermann gut auskam, Rücksichten kannte und nahm, sich aber um geistige Zustände nie ernstlich kümmerte. Er verlachte sie jedoch auch nicht, ließ sie aber nur als kindliche Einbildungen gelten. Er war überzeugt, dass für ihn nach dem irdischen Tode alles aus sein werde; nun ist er gestorben. Er weiß das aber noch nicht. Seht, jetzt nähert sich ihm jemand, der ein ähnlich freundliches Wesen hat. Lasst uns zuhören, worüber sie sich unterhalten.“

Ohne dass sich die drei fortbewegten, war es, als ob sie nun direkt neben der eben erst hier eingetroffenen Seele standen, ohne dass diese sie jedoch sehen konnte. Nur die freundliche Person, die sich dem Neuankömmling genähert hatte, schien

die drei Beobachtenden wahrzunehmen, nickte ihnen aber nur wie einladend zu.

„Was ist denn bloß mit mir los? Wo bin ich?“, redete der Neuankömmling die zu ihm tretende Person an.

„Du bist gestorben, mein Freund, und grade im ‚Jenseits‘ angekommen, an das du ja nie geglaubt hast“, lautete die Antwort.

„Das verstehe ich nicht“, dabei fasste sich der Neuankömmling an die Stirn, als ob er über alles das erst mal ordentlich nachdenken müsste.

Nach einiger Zeit fiel sein Blick wieder auf die neben ihm stehende Person, die sich seiner annehmen will, und er fragte höflichst: „Entschuldigen Sie bitte, doch wer sind Sie denn? Ich kann mich nicht erinnern, Sie je vorher schon einmal gesehen zu haben.“

„Oh doch! Ich bin Charles Dunkan!“

„Charles Dunkan?“, wiederholte nachdenklich der Neuangekommene.

„Jawohl, Charles Dunkan“, bekräftigte der Angeredete. „Und Sie sind Edward Laurel, der in der Stadt, in der Sie auf Erden lebten, der bekannteste Architekt war.“

„Ich verstehe immer noch nicht.“

„Warten Sie! Denken Sie mal etwa dreißig Jahre zurück. Damals arbeitete ich, Charles Dunkan, als Hilfsarchitekt in Ihrem Architekturbüro. Ein Gebäude stürzte ein und begrub mehrere Arbeiter unter den Trümmern. Man machte mich dafür verantwortlich, weil ich die hauptsächlichen Berechnungen durchgeführt hatte. Erinnern Sie sich jetzt?“

„O ja, jetzt erkenne ich Sie!“

„Sie nahmen sich damals, als ich verurteilt wurde und dann im Zuchthaus starb, meiner Familie in uneigennützigster Weise an, ließen meine Kinder etwas lernen und unterstützten meine

Frau, bis diese sich wieder selbst ernähren und ihr später von ihren Kindern geholfen werden konnte. Ich weiß, Sie betrachteten Ihre Handlungsweise als einen Akt der Anständigkeit. Lieber Freund, Ihr Handeln war ein Akt, der mich über das Grab hinaus verpflichtete und Ihnen – ohne dass Sie es wussten – als Verdienst zugeschrieben wurde. Darum bin ich es jetzt, der Sie bei Ihrem Eintreffen begrüßen und anfänglich beraten darf.“

„So, so, also tatsächlich tot bin ich! Merkwürdig, dabei habe ich vom eigentlichen Sterben gar nichts gespürt.“

„Das ist der Lohn für Ihre durchaus anständige Gesinnung ihren Mitmenschen gegenüber.“

„Dann gibt es also doch ein Fortleben, an das ich nie habe glauben können.“

„Ja, und das jetzige Leben – nach dem irdischen Tode – wird für Sie immer reicher und voller werden. Doch vorerst werden Sie einige Aufklärungsinstitute besuchen müssen, wo Ihnen jede Auskunft über Gott zuteil werden wird, die Sie wünschen. Überall werden Sie dabei von netten und freundlichen intellektuellen Menschen umgeben sein, so dass Sie sich daher direkt heimisch fühlen können.“

„Was wird denn dann aus mir, wenn ich die Institute absolviert habe?“

„Dann kommen Sie in eine Sphäre, die Ihrem Innersten entspricht.“

„Hoffentlich werde ich mich dort irgendwie betätigen können, denn nichts ist mir mehr zuwider als Herumsitzen.“

„Deswegen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Hier im Jenseits gibt es so etwas wie Faulenzen überhaupt nicht, wenn man sich glücklich fühlen will. Erst überzeugen Sie sich aber vom Dasein Gottes, und Sie werden überrascht sein, wie sich die Umwelt für Sie zum Besten ändern wird.“

Damit endete die Unterredung, und Aristos, Fred und Geigele schienen wie durch unsichtbare Hände von den beiden Sprechenden abgerückt zu sein.

„Hat man dich hier auch so empfangen, Fred, als du gefallen bist?“, fragte Geigele.

„Nicht gerade so, aber ähnlich.“

„Wie war es?“, drängte Geigele,

„Soweit ich mich zurückerinnere, war es folgendermaßen: Wir hatten im Argonner Wald mehrere Stellungen gestürmt und lagen nun vor einer besonders starken Stellung. Wir warteten auf unsere Artillerie, bis diese nachkam und die Stellung erst ‚sturmreif‘ zusammenschoss. Dann stürmten wir wieder weiter. Das Letzte, was ich weiß, war, dass ich über die Böschung unseres schnell aufgeworfenen Schützengrabens hinwegkroch. Weiter weiß ich nichts mehr, denn es wurde plötzlich alles schwarz um mich herum. Ich hatte dabei aber doch das dumpfe Gefühl, als ob ich existierte. Mir war etwa so zumute wie in einem Halbschlummer. Mit der Zeit schien ich in einen traumlosen Tiefschlaf zu versinken. Wie lange das war, weiß ich nicht. Plötzlich war es mir aber, als ob mich jemand an der Hand nahm und freundlich ermunterte: ‚Kommen Sie, Herr Leutnant, kommen Sie mit‘. Mir war es, als ob ich gehorchen müsste. Ich richtete mich auf, was mir gar keine Schwierigkeiten bereitete. Willenslos folgte ich dem, der meine Hand ergriffen hatte, von dem ich aber vorläufig nur die Silhouette wahrnahm, da alles wie im Nebel um mich herum erschien. Auf meine Frage, wohin wir gingen, erhielt ich zur Antwort, ich solle mich nicht beunruhigen. Ich folgte daher ruhig weiter und tauchte dann schließlich hier auf, wo wir uns jetzt befinden. Da wurde es plötzlich hell um mich und ich erkannte meinen Begleiter. Du kennst ihn auch, Geigele, denn er steht neben uns. Er war Aristos!“

„Was hat denn Aristos gerade zu dir hingezogen?“

„Das weiß ich auch nicht“, antwortete Fred achselzuckend.

Fred erschien Geigele noch in seiner Offiziersuniform, so wie sie ihn beim Abschied gesehen hatte, nur hatte er keine Kopfbedeckung, und in seiner Stirn befand sich, wie Geigele jetzt mit Schrecken wahrnahm, ein kleines Loch – wie von einer Kugel herrührend.

Als Geigele das jetzt gewahr wurde, schmiegte sie sich ganz an Fred an, und ihre Hand auf die Kopfwunde pressend, fragte sie besorgt: „Tut das noch immer weh, Fred?“

„Was meinst du?“, kam es erstaunt zurück.

„Deine Kopfwunde!“

„Habe ich denn eine?“ Damit griff Fred, wie überrascht, nach seiner Stirn. Als er die Wunde wahrnimmt, wundert er sich noch mehr.

„Das habe ich aber noch gar nicht bemerkt.“

„Hast du denn dort keine Schmerzen? Die Wunde sieht aus, als ob sie noch nicht geheilt wäre.“

„Nein.“

Geigele konnte sich das nicht erklären. Deswegen mischte sich Aristos ein: „Fred erlitt einen Herzschuss und war gleich tot. Deswegen weiß er selbst es auch nicht, auf welche Weise er starb. Da er noch nicht danach fragte, wie er starb, habe ich es ihm nicht gesagt. Übrigens hat er die Kopfwunde, die du Geigele, jetzt wahrnimmst, auch nicht immer, sondern nur, wenn er mit dir zusammen ist.“

„Das verstehe ich nicht“, bemerkte der Angeredete.

„Das glaube ich“, fuhr Aristos fort, „das hängt nämlich folgendermaßen zusammen. Fred ist sich nicht bewusst, wie er starb. Folglich gibt es für ihn auch keine Kopfwunde, die er auch nie erhalten hat, weil die Kugel direkt durch sein Herz ging. Doch da du, Geigele, dir immer dachtest, er sei beim

Angriff durch den Kopf geschossen worden, so siehst du jetzt auf Freds Stirn eine Kopfwunde. Und weil du darüber voller Mitleid und Erbarmen bist, so erscheint dir die Wunde noch ungeheilt und schmerzhaft. In Wirklichkeit aber ist sie gar nicht da, außer in deiner Vorstellung.“

Geigele schwieg benommen und schien nachzudenken.

Aristos lächelte und erläuterte weiter: „Ja, hier sind andere Gesetzmäßigkeiten, besonders bei Beginn des Lebens im Jenseits als bei euch. Hier ist alles vorhanden, was sich jemand vorstellt. Die Wunde an Freds Stirn ist von dir geschaffen, Geigele.“

„Von mir?“, schreckte Geigele zusammen.

„Ja, von dir, doch du brauchst deswegen nicht zu erschrecken, denn du siehst ja, dass Fred sie gar nicht bemerkt hatte und sie erst jetzt gewahr wird, als du behauptest, er hätte eine. Da ihm selbst eine solche Wunde aber völlig unbewusst ist, so ist die Wunde sofort weg, wenn du nicht bei uns bist.“

„Dann gehe ich lieber gleich. Lasst mich in meinen Körper zurück“, bittet Geigele flehentlich. „Ich will Fred keine Schmerzen bereiten.“

„Ja, aber er hat doch gar keine“, lachte Aristos.

„Stimmt das, Fred?“, fragte zweifelnd Geigele.

„Aber ja doch, liebes Geigele. Niemals wäre mir der Gedanke an eine Kopfwunde gekommen, wenn du mich nicht darauf aufmerksam gemacht hättest. Wie sich bei dir, liebes Geigele, die Vorstellung von einer Kopfwunde in dein Bewusstsein eingeschlichen hat, weiß ich nicht, doch deine Vorstellung lässt nun für mich eine Kopfwunde auf meiner Stirn erscheinen. Nach deiner Vorstellung und Auffassung würde ich für dich – wie ich nun glaube – gar nicht dein Fred im Jenseits sein, wenn ich nicht eine Kopfwunde hätte.“

„Ist das seltsam“, bemerkte erstaunt-zögernd Geigele.

„Hier ist noch so manches andere höchst seltsam, Geigele“, fügte Aristos hinzu. „Doch Geigele, sag mal selbst, wie sollte wohl jemand einen – besonders seit langem im Jenseits sich schon befindenden – Verstorbenen wiedererkennen, wenn dieser nicht die Merkmale und Charakteristika aufwiese, die mit ihm bei Lebzeiten identisch waren. Angenommen, jemand war ein Krüppel und erscheint nach langer Zeit einer ihm sonst fremd gewesenen Person, die im Leben weiter keinen Anteil an ihm genommen hatte. Der Verstorbene mag hier im Jenseits in seinem Seelenkörper schon lange kein Krüppel mehr sein, doch muss er noch als solcher der Person erscheinen, die ihn nur so kannte, da sie sonst nicht wissen würde, wer die Erscheinung wäre. Wenn du öfter mit uns zusammen bist und mit der Zeit weniger auf unsere äußere Erscheinlichkeit achten wirst, würdest du sehen, dass Fred in Wirklichkeit hier, wo er jetzt weilt, auch gar keine Uniform mehr trägt, sondern in ein weites, buntes Gewand gekleidet ist.“

„O da musst du aber schön darin aussehen, Fred“, rief Geigele erfreut aus.

„Ja, darin sieht Fred auch hübsch aus.“

„Warum kann ich ihn denn jetzt nicht einmal darin sehen, nur für einen kurzen Augenblick wenigstens, bitte.“

Aristos schüttelte lächelnd den Kopf: „Alles zu seiner Zeit. Du wirst Fred schon noch früh genug so sehen, wie er jetzt wirklich aussieht. Doch da drüben sehe ich eine Seele sich aus dem nebligen Horizont herauschälen, zu der wir hinwollen, um sie zu beobachten und zu belauschen.“

...